



Die Karlsburg im Wandel der Zeiten.

Von Studienrat Georg Bessel (Bremerhaven).

(Nachdruck verboten.)

Jedermann in Bremerhaven weiß, daß einst, als das Land zwischen Elbe- und Wesermündung den Schweden gehörte, an der Stelle unserer Stadt eine Festung mit Namen Karlsburg gestanden hat. Es ist allerlei von ihr gefabelt und geredet worden, nicht bloß in Bremerhaven, und auch schon ehe der Name neuerdings wieder zu verdientem Ruhme kam. Die Geographen des 17. Jahrhunderts, froh, daß sie auf ihren Landkarten wieder mal was ändern konnten, haben den Ort getreulich verzeichnet und in ihren Handbüchern mehr oder weniger Zutreffendes darüber gesagt. Aber sonst ist nicht viel Ruhmreiches davon zu erzählen. Einmal jedoch hat die Karlsburg eine richtige Beschießung, Belagerung und Kapitulation erlebt, und zwar vor genau 250 Jahren, im Winter 1675/76.

Das ferne und unbekannte Schweden war durch seinen genialen König Gustav Adolf in einem plötzlichen und glänzenden Aufstieg zu einer europäischen Groß- und Militärmacht geworden. Ihm gehörten vier Fünftel der Ostseeküsten und an der Nordsee das ehemalige Erzbistum (nicht die Stadt) Bremen und dazu Verden. Aber 40 Jahre nach Gustav Adolfs Tode war die Großmachtsstellung ein leerer Schein, der nur durch die Unterstützung Frankreichs, das Schweden bränzte, aufrechterhalten wurde. Und eben der Beschützer riß das Land ins Verderben, heßte es in den Krieg gegen den — damals noch kleinen — Deutschen Einzelstaat Brandenburg, durch den der Ruhm der schwedischen Unbesiegbarkeit so plötzlich vernichtet wurde. Das geschah 1675 durch den Großen Kurfürsten bei Fehrbellin.

Als nun das ganze Deutsche Reich an Schweden den Krieg erklärte, eroberten Truppen von norddeutschen Staaten die schwedischen Besitzungen Bremen und Verden und zogen auch gegen die Karlsburg heran. Auch dieser Plan eines großen „Handelsemporiums“ an der Wesermündung war ein Denkmahl der Großmachtsbestrebungen mit unzureichenden Mitteln. Es war jetzt gerade drei Jahre her, daß man mit großer Feierlichkeit den ersten Spatenstich getan hatte. Aber an der Geeste konnte man immer noch über die Wälle hinübersehen. In der „Stadt“ wohnten — außer den Soldaten, einige hundert Mann — vier Zivilisten mit ihren Familien. Drei davon standen im Dienste des Militärs. Der vierte war ein Wirt. Straßen gab es nicht in dieser Stadt. Ungefähr zehn Gebäude — Häuser kann man sie kaum nennen — mögen vorhanden gewesen sein.

Nun kam also der Feind. Glücklicherweise hatte man sich in Stade, wo der schwedische Gouverneur wohnte, gerade mal zu einer Tat aufgerafft und auf 46 Lastwagen Munition geschickt. Aber sonst fehlte allerlei. Der arme Kommandant, Oberstleutnant Melle, schickte schon seit Jahren nur abwechselnd Bitt- und Klagebriefe nach Stade. Jetzt brauchte er Geld für Pallisaden, dazu Lebensmittel und Medikamente. Er scheint diesmal wirklich alles bekommen zu haben. Außerdem aber tat die Regierung in Stade das, was eine Regierung immer in solchen Fällen zu tun pflegt: sie ernannte eine Kommission. Diese sollte u. a. den „Landsturm“ anbieten und sogar einüben. Aber die Kommission war viel zu vernünftig, um etwas so Abenteuerliches zu versuchen. Es war überhaupt eine tüchtige Kommission. Eins ihrer Mitglieder war der Regierungsrat Graffenhals. Es dauerte erst mal einige Zeit, bis er hinkam nach der Karlsburg, und als er da war, mußte er gleich wieder abreißen. Denn es stellte sich heraus, daß er „dort die Luft nicht vertragen“ konnte. Die Luft war anscheinend zu dick für ihn. Inzwischen hatte nämlich die Belagerung begonnen.

Neun brandenburgische und holländische Kriegsschiffe unterzogen sich am 19. September 1675 zunächst dieser Arbeit. Sie veranstalteten ein „öfters und grausames Kanonieren“, durch das besonders Claus Dehr,

Bäcker und Probiantmeister, sehr erschreckt wurde. Auch hatte er viel Arbeit davon. Er mußte nämlich die Kugeln fuhrenweise von seinem Hause wegschaffen. Das Schlimmste aber war, daß alle seine unbezahlten Rechnungen verbrannten. Und er hatte viele Rechnungen, über 2300 Taler! Er hat das Geld nie bekommen, der gute Claus Dehr, und auch seine Witwe nicht, obwohl sie noch 33 Jahren darüber mit der Regierung verhandelte.

Da nun aber die Kugeln, abgesehen von den Rechnungen Claus Dehrs, nichts Wichtiges in der Festung zerstörten — denn an der gefährdeten Weserseite hatte man von Anfang an die Wälle stark ausgebaut —, so kam der Feind zu der Erkenntnis, daß sein Schießen zwecklos sei. Man beschloß daher, die Festung zu Lande zu bedrängen. Aber auch da war sie gut gesichert, freilich nicht durch ihre Wälle oder ihre tapfere Besatzung, sondern durch das Wetter: durch den Schneeeis und die grundlosen Wege. Der Feind — Truppen von Münster, Braunschweig-Lüneburg und Dänemark (dem seit 1667 Oldenburg gehörte) — strengte sich auch keineswegs an. Er wollte die Karlsburg durch Auszehrung bezwingen, hielt es aber dazu gar nicht für nötig, die Festung eng zu umschließen, sondern begnügte sich mit einer Beobachtung von weitem. Sein Hauptquartier hatte er in Hagen. Gelegentlich kam es natürlich auch zu Begegnungen zwischen den feindlichen Streitkräften. Die Schlacht bei Stotel im Oktober war wohl das wichtigste Ereignis in diesem Kriege.

Den Belagerten ging es indessen schlecht. Verbindung mit Stade hatten sie noch; aber sie nützte ihnen nichts. Auch aus der Nachbarschaft war nichts mehr zu bekommen. Lehe und das Vieland waren „im Grunde ruiniert“. In der Karlsburg selbst aber konnte man weder baden noch mahlen noch brauen. Uebrigens gab es viel zu viel Eßer, besonders Reiter und Offiziere. Dagegen fehlte es an Fußvorrat, vor allem an schwedischem, die Deutschen waren „unzuverlässig und schwierig“. Es war lange nicht genug Quartier da; die Reiter lagen unter freiem Himmel. Die Offiziere vertrugen sich schlecht mit dem Kommandanten. Schließlich brachen Krankheiten aus; bei der Artillerie — man hatte 72 Geschütze — waren zuletzt nur noch 16 Mann gesund. Auf Entsatz aber war nicht zu hoffen.

Man kann es dem Kommandanten nicht verdenken, daß er im Dezember einen Kriegsrat berief, der über die Frage der Kapitulation beraten sollte. Es gab in der Festung für die vier bürgerlichen Familien — und den erwarteten Strom von Ansiedlern — bereits einen sozusagen provisorischen Bürgermeister, mit Namen Johann Besser. Er war früher Richter in Lehe gewesen. Auch er wurde zu dem Kriegsrat hinzugezogen. Er sollte bald erfahren, wozu. Die Offiziere waren allgemein der Ansicht, daß die Festung einem starken Angriff nicht widerstehen könne. Das war unbestreitbar, nur war es nicht gerade wahrscheinlich, daß der Feind einen Sturm unternahm. Einer hatte Mut genug, darauf hinzuweisen. Aber die Mehrheit hatte keinen Sinn für nutzloses Heldentum. Besser natürlich sah nicht ein, warum er tapferer sein sollte als die Soldaten. Er fügte sich als guter Bürgermeister den militärischen Notwendigkeiten. Aber das sollte ihm nichts helfen. Als der Feldmarschall Horn in Stade von der beschlossenen Kapitulation hörte, warf er seinen ganzen Horn auf den armen Zivilisten, der es natürlich schuld haben sollte. Aber Entsatz schickte er auch jetzt keineswegs. Besser verwahrte sich dann entrüstet gegen den Vorwurf der „Vangigkeit“, der ihm jetzt „so schimpflich aufgerudet“ werde; er verwies auf das Kriegsratsprotokoll (das erhalten ist und seine Angaben bestätigt) und erklärte, daß die Festung „aus weit anderen Ursachen“ verloren gegangen sei. Uebrigens erlitt Horn sieben Monate später in Stade dasselbe Schicksal.

Bei der Karlsburg war am 28. Dezember verabredet worden, daß der Ort, falls nicht binnen 14 Tagen Entsatz käme, übergeben werden sollte. Am 12. Januar 1676 — den 250. Gedenktag dieses Ereignisses konnten wir also im vorigen Monat begehen — mußten dann die Schweden die Karlsburg verlassen. Sie wurde nun bei den Verhandlungen über die

Teilung der Deute ein sehr begehrter Punkt. Baunschweig-Büneburg (das spätere Hannover), Bremen, Dänemark und nicht zuletzt Brandenburg, das eben mit der Schaffung einer Seemacht begonnen hatte, zeigten lebhaftes Interesse dafür. Aber noch ehe man sich geeinigt hatte, war der Friede geschlossen, und Schweden erhielt dank der diplomatischen Kunst seines großen Verbündeten alles Verlorene, Vorpommern ebenso wie Bremen und Verden, zurück.

Der Gedanke an die großen Dinge, die man mit der Karlsburg vorhatte, hat dann noch oft die Gemüter beschäftigt. Sie war ein schöner Tummelplatz für die Phantasie von Königen und Schriftstellern. In einem 1813 zu Bremen erschienenen Buche werden wir belehrt, daß Karl der Große dort „vor 1100 Jahren“ eine Stadt angelegt habe, und der Verfasser weiß bei dieser Gelegenheit viel Gutes darüber zu sagen, wie man hier wieder die Größe Karls erkennen könne und die Mangelhaftigkeit seiner Nachfolger, die das Werk hätten verfallen lassen.

Auch bei der neuen Karlsburg in Bremerhaven bedurfte es einiger Zeit, bis das Rechte zustande kam. Was erst ein Auswandererhaus war, wurde nachher eine Kaserne; aber etwas Ordentliches wurde, wie schon bemerkt, erst daraus, als man endlich die wahre Bestimmung des Hauses und des Namens erkannte.

Der Türfürshügel bei Bramstedt.

Von Professor Dr. A. Stuhl.

(Nachdruck verboten.)

Eines der ältesten Kirchdörfer des Erzstiftes Bremen ist das an der Landstraße, die von Sandstedt über Dagen nach Stubben führt, gelegene Bramstedt. Nach der Bremer Dom- und der Scharnbecker Gemeinde darf wohl neben der Pfarre die Bramstedter den nächsten Altersrang beanspruchen. Im Jahre 1110 wird die Kirche als längst bestehend erwähnt, 1072 wird in einer erzbischöflichen Urkunde Bromstedt zuerst erwähnt. Nicht allein das Amt Dagen mit Osterstade, das Land Wülförden und das ganze leibige Kirchspiel Stotel, selbst Landstriche jenseits der Weser im Oldenburgischen gehörten dazu. Nach Probst Bischof („Niederweser und Osterstade“ S. 79 bis 84) benutzten die friesischen Bewohner der beiden Weserufer auf ihrem Gang zur Kirche nach Bramstedt einen Weg, der nach ihnen den Namen „Fresenweg“ bekommen hat. Dieser Weg beginnt außerhalb des Deiches bei der jetzigen Fresenwegschlinge, setzt sich binnen Deichs fort und geht am sogenannten Indiel horüber bis zur hohen Brücke bei Neuenlande. Dieses Dorf rechts lassend, läuft er dann über die Dreieckbrücke nach Reitmoor und Reppen, dann noch einmal über die Dreieckbrücke nach Schwegen und über die kleine Brücke, genannt Schwegenbaum, nach Bramstedt. Erst am Schlusse des zehnten und Anfang des elften Jahrhunderts sollen die jenseits der Weser wohnenden Friesen Gotteshäuser zu Goltwarden und Rodenkirchen gebaut haben. Um die Mitte des elften Jahrhunderts bildeten sich diesseits der Weser in den Markgen die Gemeinden Dedesdorf und Sandstedt. Für das Alter Bramstedts spricht außerdem der Name des Ortes und dann der neben der Kirche befindliche Türfürshügel, den freilich der Pflug längst eingeebnet hat (Schriefer, Dagen und Stotel, S. 242 f.). Der Name Bramstedt ist klar. Bramstedt, 1072: Bromstedt bedeutet „Stätte am Rande“ (der Geest); denn Brom, Bram, wovon sich das Zeitwort brämen, verbrämen herleitet, d. h. mit einem Rande, Saume versehen; ist das Äußerste, der Rand. Das Wort deutet sich mit dem griech. promos, der Vorderste, lat. primus, der erste. Auch Bram, wenn es bedeutet: Hakenheide, Befenginsel, gehört hierher. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes war Eike, Stachel, das Äußerste, Oberste. Der Türfürshügel aber war allen Anzeichen nach eine altheidnische Opfer- und Begräbnisstätte, wo „für dem Kirchhof unter den Linden“ auch ein Gericht abgehalten wurde. Im achtzehnten Jahrhundert wurden hier allerlei Gegenstände in der Erde, z. B. ein Schwert mit rätselhafter Rünenschrift und viele Gebete gefunden. Die Kinder sollen damals in der Umgegend von Bramstedt häufig den Reim gesungen haben: „Türfür, hüt Tür!“ (Hannov. Magazin von 1750 Nr. 82).

Damit ist der Türfürshügel als einer der Heidenhügel gekennzeichnet, auf dem die Friesen, die damaligen Bewohner der Gegend, ihre Naturfeste feierten und die Freudenfeuer anzündeten. Die sie dann mit ihren Frauen und Bräuten umtanzten.

Das ergibt sich aus dem Sage: „Vöt Tür!“ d. h. Bünd Feuer an! Witten bedeutet sowohl wie heizen, ein Türfür ist ein Heizer, ein Kachelöfen ein Kesselheizer. Das erste Wort: Türfür aber nennt uns die Gottheit, die Feuer anzünden soll. Es ist der nordische Gott Tyr, nach dem der dritte Wochentag, der Dienstag, altnordisch: Týsdagr genannt, den Namen hat, eigentlich der Gott des Krieges (in der Edda), der dem Mars der Römer verglichen wird (vgl. dies Martis, frz. mardi, Dienstag), der aber zugleich Himmelsgott ist, denn er entspricht dem Zeus der Griechen, Dyaus der Indier. In Zusammensetzungen bedeutet Tyr ganz allgemein: Gott. So ist z. B. Gangathyr ein Beinamen Odhins, des Gottes, der am Baume hängend durch Selbstopferung die Kenntnis der Runen erlangt.

Für Tyr aber gibt es keine andere Erklärung als daß das Wort sich deckt mit dem mundartlichen norwegischen Ausdruck: Tyr, Öffnung in den Wolken (vgl. Tyr, sich auflösen), dänisch: lyre, Loch im Dache für Licht und Rauch. Türfür ist also der Gott des offenen Himmels, der Himmelsblau, des Lichtes; denn norw. Tyr, dän. lyre sind offenbar nur mundartliche Nebenformen zu altnord. Tyr, schwed. lys, Licht, das sich auch in dem griechischen Namen des Sonnengottes: Helios, altgriech. Povellos (noch bei Homer) = Himmelslicht (vgl. nbb. Heben, Himmel) verbirgt.

Der Name des Gottes altn. Tyr, angels. Tiw steckt auch in dem

Namen des Gottes der Römer: Mars, ursprünglich Mavorstius (veraltet: Mavors) d. h. der Gott (Tius) der Wehrmänner, der Volkwehr; denn das bedeutet der bestimmende Vortheil: Mavor, eine Zusammensetzung aus Mann, eigentlich Zug, Volk (vgl. man = die Leute), über das früher in dem Aufsatz: „Monsiove — Monsilenburg“ das Nötige bemerkt worden ist, und Wehr, dial. War, Wor, das sich im Latein in die beiden Wortformen und Bedeutungen: vir, Mann und ver, Frühling gespalten hat. Man nannte den Frühling ver, weil zu dieser Zeit die Wehrmänner oder die Volkwehr (mavor) auf dem Felde des Mavorstius (Mars), des Gottes der Volkwehr, zusammentraten und gemustert wurden. Es war das eine aus dem germanischen Norden ererbte Sitte, von wo in der Urzeit die „heiligen Lanze“ oder „Wehren“ (vera aera) auszogen um Neuland zu erobern, von wo auch die Römer die Söhne des Mars, stammten.

Es mag genügen, hier an die schöne Nibelungenballade: Versacrum zu erinnern, in der diese Sitte geschildert wird, wie die Latiner aus Habinum, dem Ansturm der Feinde nicht mehr standhaltend, die Hände erheben zum Speer des Mavors und dann der Priester den Menschenfrühling dem Gotte weihen. Noch lag die dem Tode geweihte Menge der Jünglinge und Jungfrauen auf den Knien,

„Da fuhr aus blauer Luft ein Strahl herab
Und traf den Speer an ihm auf ihm empor.“

Das Wunderzeichen des Mavors, der also gleich dem nordischen Tyr-Tiw zugleich der Gott des lichten Himmels ist, ist dem Priester ein Beweis dafür, daß der Gott nicht den Tod der Jugend will, sondern eine neue Pflanzung, und so zieht sie aus, das „Saatorn einer neuen Welt.“

Auf diese vom Dichter so anschaulich geschilderte Weise ist nicht nur das alte Italien latinisiert, sondern durch germanische „Auszüge“, Thule oder Deute, das danach bekannte Deutschland über die alte Welt verbreitet, ganz Europa germanisiert worden (vgl. nbb. Tih = Zug, ut = aus).

Die Salzlager Norddeutscher Inseln.

Von Studienrat Lehmann (Wesermünde-See).

(Nachdruck verboten.)

Zu den wichtigsten Schätzen des Bodens gehören die Salze. Auf ihr Vorhandensein werden wir durch Salzquellen, die oft Anzeichen bauwürdiger Salzlager sind, aufmerksam. Schon in den ältesten Zeiten, als der Mensch noch Jäger, Fischer oder Hirte war, befriedigten die Salzquellen sein Bedürfnis nach Salz, und sie waren nicht nur Sammelplätze für wandernde Tiere, sondern wurden der Anlaß für uralte Siedelung. Viele Orte und Flüsse sind nach ihnen benannt, und sie waren oft Gegenstand des Kampfes und Streites nicht nur mächtiger Geschlechter, sondern ganzer Völkerschaften. Ausgedehnte Gräberfelder der Bronzezeit bei Halle a. d. S. und aus dem Beginn der Eisenzeit bei Hallstatt lassen auf weitgehende Ausbeutung des Salzes, verbunden mit blühendem Salzhandel, schließen. Bei Berchtesgaden und Hallstatt begann der Salzbau schon in der Bronzezeit.

Das Bedürfnis nach Salz steigerte sich noch beim Menschen, als er überging zum Ackerbau und die Pflanzenernährung eine größere Rolle spielte als die Fleischnahrung, bedingt sie doch wie beim pflanzenfressenden Tier eine erhöhte Zufuhr von Salz für den Körper und macht die Zugabe von Salz unentbehrlich. „Salz und Brot bezeichnen das bescheidenste Maß der Nahrungsforforderungen in einer auf Landbau begründeten Gesellschaft“ (Jos. Bartsch, Mitteleuropa). Der Salzberg bei Hallstatt war, wie angedeutet, in vorgeschichtlicher Zeit schon eine Stätte der Salzgewinnung für die myrische Urbevölkerung sowohl wie die Kelten der Alpenlandschaften in späterer Zeit. Die Salzvorkommen in Siebenbürgen waren früh gekannt und im Mittelalter erschloß man das „polnische Salz“ von Wieliczka, wie die übrigen Salzlager der Karpathenländer. Daß die reichen Lager des rumänischen Berglandes auch Serbien und Bulgarien mit Salz versorgen, dürfte nicht unbekannt sein.

Die gewaltigen Salzstöcke, die unter dem Boden des norddeutschen Tieflandes verborgen liegen, wurden erst im 19. Jahrhundert in ihrer ungeheuren Wichtigkeit für den Menschen erkannt, und in neuester Zeit erst begann man in Norddeutschland mit großem Erfolg die in der Tiefe ruhenden Schätze zu heben. Wie gewaltig sie sind, zeigen z. B. Bohrlöcher bei Staßfurt (1839 erböhrt) und Sperenberg, die von 80 bis 1250 Meter Tiefe bzw. von 90 bis 1550 Meter Tiefe in Steinsalz stehen.

Wie sind nun solche mächtigen Salzlager entstanden? Um das zu verstehen, müssen wir zunächst einmal die Vorgänge verfolgen, die in der Jetztzeit Ablagerungen von Salzen herbeiführen. Rückschlüsse können wir dann die Bildung jener gewaltigen Salzschichten in der Tiefe verfolgen und verstehen.

Salze werden heute überall da abgeschieden, wo stehendes Wasser infolge großer Austrocknenheit und starker Sonnenbestrahlung verdunstet. Das ist der Fall in den ausgedehnten Wüsten- und Steppengebieten der Erde. In den Seen dieser Trockenträume finden sich am Grunde oft Salzablagerungen von mehreren Metern Mächtigkeit, und die infolge der starken Verbrennung freigelegten Küstenterrassen zeigen eine dicke Salzkruste. In den nordafrikanischen Trockengebieten gibt es Wasserpfannen, die zu Zeiten dicke Salzdecken tragen und den See gleichsam zugefroren erscheinen lassen. Von den innerasiatischen Wüstenseen berichtet uns der bekannte russische Forscher Prschewalski daselbst.

Woher kommt nun das Salz in den Seen? Alles in Quellen aus der Erde hervortretende Wasser enthält Salze, die den ihnen benachbarten Gesteinen entzogen sind. Es laugt also die Gesteine aus und enthält eine Salzlösung, die bald stärker, bald schwächer ist, je nach den im Gestein

handenen Mengen von Salzen. Bäche, Flüsse, Ströme sind also Salzlösungen, die den Seen, bzw. dem Meere zugeführt werden. Seen mit Abfluß ist natürlich der Salzgehalt nur gering; anders den abflußlosen. Diese kommen fast nur in den Trockenräumen der Erde vor, und es verdunstet mindestens ebensoviel Wasser wie zufließt; Salzlösung wird also immer konzentrierter und stärker. Selbst bei ständiger Wasserzufuhr werden bei der großen Lufttrockenheit und starker Verdunstung völlig ausgeglichen. In den regenlosen Jahreszeiten der Erdräume kann dann die Verdunstung einen solchen Grad erreichen, daß ein See teilweise oder völlig ausgetrocknet wird, wobei natürlich das Salz sich abscheidet. Beim Meer liegen die Verhältnisse ähnlich. Hier findet eine starke Zufuhr von Salzlösung und zugleich eine starke Verdunstung statt, so daß die Salzlösung im Meer konzentrierter als bei den Flüssen.

Nun sind diese Salzlösungen verschiedenartig, denn verschiedene Salze sind es, die die Nachbargesteine der Quellen enthalten und die im Wasser gelöst werden. So z. B. führt der eine Fluß Borax, der andere kohlensaures Natrium. Erhält nun ein See nur solchen, ein einziges Salz zutragenden Zufluß, so kann sich in ihm auch nur dieses Salz abscheiden. Man kennt darum „Natronseen“ und „Boraxseen“ in Nordafrika, von denen jene Soda (und Kochsalz) diese Borax (und Kochsalz) abscheiden. Natürlich sind es Ausnahmen. Zumeist finden sich die verschiedensten Salzlösungen an Salzen, da die Seen in der Regel mehrere Zuflüsse haben, die die Salze der mannigfaltigsten Gesteine lösen. Es werden also größere Seen auch eine ziemlich gleichartige Mischung von Salzen enthalten. Am gleichartigsten wird der Salzgehalt des Meeres sein.

Die Reihenfolge der Abscheidungen beim allmählichen Verdunsten des Wassers eines Sees ist nicht zufällig. Die schwerlöslichen Salze werden sich zuerst, die leichtlöslichen zuletzt abscheiden. Zu jenen gehört der schwefelsaure Kalk, der auch die Eigentümlichkeit besitzt, aus Kochsalzlösungen wasserfrei abzuscheiden. Er bildet als Anhydrit die unterste Schicht der abgeschiedenen Salze. Leicht löslich ist das Kochsalz, dann folgen die schwefelsauren Salze und schließlich die Chloride.

Nach allen Erfahrungen muß das Wasser eines Sees auf ein Zehntel seiner Menge eingedampft sein, ehe die Salzabscheidungen einsetzen. Es setzt voraus, daß der See in einem Gebiet von sehr hoher Lufttrockenheit liegen muß, und ferner, daß keine Wasserzufuhr während des Verdunstungsvorgangs stattfindet. Unter diesen Bedingungen muß also die Entstehung der Salzlager Norddeutschlands vor sich gegangen sein.

Bei der Bildung der norddeutschen Salzlager haben wir es mit dem letzten Abschnitt des Tertiärs, der sogenannten Bechsteinzeit¹⁾ zu tun. In dieser Bechsteinzeit erstreckte sich zwischen dem Ural und den Karpaten Gebirgen bis weit nach Süden über Astrachan hinaus ein riesiges Meer, das im Norden Rußlands mit dem großen Weltmeer in breiter Verbindung stand; es bedeckte nach Westen hin Polen, Mittel- und Norddeutschland und reichte bis zum mittleren England. Dieses Bechsteinmeer enthielt Salzwasser und hatte etwa eine Tiefe von 50 Meter. Später vom nordischen Weltmeer durch ein fumpfiges Marschland abgeschnitten, wird es zu einem riesigen, abflußlosen Landsee, der in Deutschland etwa doppelt so groß war wie das heutige Raspische Meer. Es ist gleich zu bemerken, daß die in diesem See gebildeten Salzlager kaum ein Fünftelstel der Seefläche bedecken. Anfangs ergossen sich die Flüsse hinein, und eine rege Tierwelt bevölkerte ihn. Dann aber kamen starke klimatische Veränderungen vor sich, die in den angrenzenden Festlandsgebieten ein trockenes Wüstenklima entstehen ließen, das die wasserreiche Seefläche des Sees mehr und mehr einschrumpfen ließ, damit nimmt natürlich auch die Tiefe ab und der unebene Boden des Sees schuf bald einzelne Becken. Das Tierleben erlosch in dem immer tiefer werdenden Wasser, waren doch die Zuflüsse zunächst wasserärmer geworden, um dann für immer zu versiegen. Der Einfluß der Jahreszeiten ließ Wasser- und Salzgehalt ständigen Schwankungen unterworfen sein, und so änderten sich in regelmäßigen Zeiträumen die Bedingungen für die Abscheidung der Salze. Darum sehen wir die sich bildenden Salzablagerungen in bestimmten Abständen von Anhydrit- und Kalksalzschichten²⁾ durchzogen, aus deren Zahl man, wie aus den Jahresringen eines Baumes, schließen darf, wie lange Zeit die Bildung der Salzlager in Anspruch genommen hat. Immer weiter schritt die Verdunstung vor. Rasch verschoben sich die Wasserscheiden zwischen den einzelnen Becken, und neue Becken bildeten sich. Während der Schrumpfung des Wasserspiegels wurden flache Uferstreifen trocken gelegt und es darin enthaltene Seesalz immer wieder ausgelaugt, um den Salzgehalt der einzelnen Becken zu vermehren. Infolge der Verschiebung der Wasserscheiden wechselte in den benachbarten Seebecken die chemische Zusammensetzung und die Konzentration. Das eine schied Gips (= Anhydrit und Wasser) oder Anhydrit aus, während darüberstehende Chloridlösungen weiter flüssig blieben; in anderen sonderte sich Kochsalz usw. ab. Die ungeheure Menge der abgelagerten Salze ist vielleicht auf eine zeitweise meiste nachträgliche Verbindung des Bechsteininners mit dem Weltmeer zurückzuführen. Dem widerspricht allerdings das Fehlen jeder marinen Tierwelt, die zweifelsohne mit eingedrungen sein müßte und von der Reste bis jetzt noch nicht gefunden wurden.

Später wurden alle diese Salzablagerungen der einzelnen Becken durch neue Ablagerungen überdeckt. Aber nur wenige blieben unverfehrt. Im weiteren Verlauf der erdgeschichtlichen Entwicklung drangen Sider-

wässer ein, lösten manche Salze auf und führten sie fort. Daß die schwerlöslichen Anhydritsalze am wenigsten Veränderungen unterworfen waren, ist einleuchtend. Doch blieben auch sie nicht ganz verschont. In manchen Stellen nahmen sie Wasser auf und wurden zu Gips. Dabei entstand eine Zunahme an Masse, ein Aufquellen gewissermaßen, mit den Störungen der ursprünglichen Lagerung verbunden waren. So schoben sich die Gipsplatten stark durcheinander und falteten sich. Auch durch spätere Gesteinsbewegungen ist das norddeutsche Salzager vielfach zusammengestaucht worden.

In manchen Stellen wurden leichtlösliche Salzager (Gips z. B.) ganz ausgelaugt, und es entstanden Hohlräume, sogenannte Schlotten. Die Barbarossahöhle am Kyffhäusergebirge ist ein solcher Schlotten. Dort, wo die Siderwässer durch eine wasserundurchlässige Schicht, den „Salzton“ abgehalten wurden, sind auch die leichtlöslichen Salze über den schwerlöslichen erhalten geblieben. Das ist besonders wichtig. Ganz ferngehalten ist auch hier das Wasser nicht. Doch es konnte nennenswerte Salzengen nicht auflösen, wirkte aber an der chemischen Umarbeitung der Salze zu Rainit und Sylvinit mit.

Unter Tage bilden die Salzmassen in der Regel große linsenförmige Lager, deren Schichten nach allen Seiten hin an Mächtigkeit abnehmen, bis sie „auslaufen“, also ganz im Nachbargestein endigen. Werden solche Salzlinien vom Wasser aufgelöst und fortgeführt, entstehen die oben genannten Schlotten.

Man sieht, daß der Salzton als wasserundurchlässiges Gestein die Salzlager vor dem Einbringen von Siderwässern und damit vor Veränderungen oder Auflösung schützt. Ein solches Salzager ist das von Staßfurt.

Viele Salzagerstätten, wie auch die von Staßfurt, zeigen eigenartige Störungen. Steinsalz wird durch Druck plastisch, ebenso die darüber lagernden hygroscopischen³⁾ Kalisalze. Da nun die über den Salzlagern ruhenden Schichten der folgenden geologischen Zeitalter einen gewaltigen Druck auf ihre Unterlage ausüben, so haben die Salzmassen an vielen Stellen dem Druck nachgegeben und sind als gewaltige pilzförmliche Salzstöcke aus großer Tiefe emporgepresst worden. „Ihre Köpfe sind wie große Kugeln von riesigen Salzsalten umkleidet und die überdeckenden Gesteine sind bei diesen Bewegungen in große und kleine Schollen zerlegt worden“ (Joh. Walther).

Interessant ist, daß die einzelnen Salzstöcke in langen Salzlinien angeordnet sind, und daß viele von ihnen noch heute nicht zur Ruhe gekommen sind, wodurch die Wasserführung mancher Gegenden stark beeinflusst wird. Eine solche Salzlinie läuft längs der Aller weiter an der Weser entlang über Bremen bis zur Mündung (Allerlinie), eine andere westlich des Rheinflusses über das Steinhuder Meer bis zur Weser (Steinhuder Meerlinie), eine dritte von Hildesheim nach Norden bis Lüneburg, die Allerlinie umweit Celle kreuzend; weiter verläuft eine Linie von Salzweil über Lüneburg, Harburg, Stade bis zum Lande Hadeln, eine andere wieder im Bogen von der oberen Aller über Braunschweig und Hildesheim zur Steinhuder Meerlinie. Dazwischen kreuzen eine Reihe kürzerer Linien.

In früherer Zeit gewann man nur das Steinsalz, das in den ältesten und berühmtesten Bergwerken von Staßfurt und Leopoldshall bergmännisch abgebaut wurde. Die großen Massen darüber lagernden Salze, die Kalisalze, die man abräumen mußte, um zu jenen zu gelangen, warf man auf die Halde. Aus jener Zeit blieb der Name „Abraumssalze“ für diese bunten Salze erhalten. Seit 1862 begann ihr regelmäßiger Abbau, und seit jenem Jahr sind wohl weit über 100 Kalibergwerke mit den zugehörigen Anlagen entstanden, durch die das landschaftliche Bild und das wirtschaftliche Leben der Landschaften rings um den Harz und weit hinaus in die nördlichen Gegenden zwischen Weser und Elbe erheblich umgestaltet wurde. Heute baut man nur diese Salze ab. Sie spielen als Kalisalze im wirtschaftlichen Leben Deutschlands eine wichtige Rolle und in ihnen liegt der Schwerpunkt der deutschen Salzgewinnung.

Die Steigerung und Erhaltung der Leistungsfähigkeit des Bodens ist ein unbedingtes Erfordernis bei dem heutigen intensiven Betrieb der Landwirtschaft, und dazu gehören phosphorsaure Verbindungen und Alkalien (Kali und Natron). Bis zur Auffindung der Kalisalze Norddeutschlands fehlte uns jede Möglichkeit, das durch den Lebensprozeß der Pflanzen dem Boden entzogene Kali in ausreichendem Maße wieder zu ersetzen. Peruguano und Chilesalpeter wurden zwar eingeführt, konnten jedoch bei weitem den Bedarf nicht decken; Holzasche, die früher stark verwendet worden war, wurde infolge der abnehmenden Wälder und der damit verbundenen Steigerung der Holzpreise zu teuer. Befriedigt erst konnte die Landwirtschaft werden, als man 1860 begann, die im Lande gefundenen Kalisalze in ausgiebigerem Maße zu verwerten. Und als man nun gar die Entdeckung machte, daß die Lagerstätten der Kalisalze sich nicht nur auf Staßfurt und Umgebung beschränkten, sondern an vielen Punkten des norddeutschen Tieflandes zwischen Weser und Elbe bis in die Küstengebiete und auch im nördlichen Thüringer Becken, am Südrande des Harzes und Kyffhäusers sich fanden, da wurden diese Düngemittel die Haupthilfe für die Landwirtschaft, sich in kritischen Zeiten durch gesteigerte Erzeugung gegen den überseeischen Wettbewerb zu behaupten.

Insbefondere sind es Karnallit (Chlormagnesium und Chlorkalium), Rainit (Chlorkalium und Magnesiumsulfat) und Sylvinit (Chlorkalium), also Kali- und Magnesiumsalze, die den Bergbau lohnend machen. Karnallit und Rainit können als sogenannte „Förderer“ direkt zum Düngen benutzt werden. Andere Arten werden in großen Fabriken entweder auch zu Düngesalzen verarbeitet oder dienen zur Gewinnung von Chemi-

³⁾ Hygroscopisch nennt man solche Körper, die mit größerer oder geringerer Begierde Wasser aus der Luft aufsaugen, ohne sich chemisch damit zu verbinden.

¹⁾ Bechstein = zäher Stein. Man nannte zunächst nur eine feste, kalkige Kalkschicht in der unteren Region dieser Bildungsperiode der Erde mit diesem Namen. Sie bedeckte den darunter liegenden Kupferkieser, der bergmännisch abgebaut wurde, und mußte, wenn man zu diesem gelangen wollte, durchbrochen werden. Das machte wegen ihrer großen Zähigkeit viel Mühe.

²⁾ Kalksalz ist eine Verbindung dreier Sulfate: Kaliumsulfat, Magnesiumsulfat und Natriumsulfat.

fallen. Leider kann man von den Kalisalzen kaum die Hälfte ausbeuten, weil der größere Theil in Gestalt von Pfeilern stehen bleiben muß, um zu verhindern, daß die durch den Abbau entstehenden Hohlräume einbrechen.

Die Kalisalze sind nur in den norddeutschen Salzlagerstätten und denen des Oberelsaß wohl erhalten. Darum auch hatte Deutschland eine Monopolstellung in der Kaliegewinnung, die erst durchbrochen wurde durch den Verlust der Kaligruben im Oberelsaß infolge des Versailler Friedensvertrages. In der Förderung von Kalisalzen stehen unter allen Bezirken des deutschen Kaliberghauses die Bergwerke des Gebirgsvorlandes bei Hannover und Staßfurt an erster Stelle. In jenen wurde bei einem wirklichen Salzgewicht aller Förderung von 29,1 Millionen Doppelzentnern 3,3 Millionen Doppelzentner Reinkali gewonnen; in diesen sind die Zahlen 13,9 Millionen Doppelzentner und 2,1 Millionen Doppelzentner Reinkali. In der Kaliegewinnung sind neben den preussischen Provinzen Hannover und Sachsen hauptsächlich noch Braunschweig und Anhalt beteiligt.

Die feierliche Einführung eines bremischen Erzbischofs.

Von Dr. R. Cappelle (Wefermünde-Lehe).

(Nachdruck verboten.)

Als das Land zwischen Wefer und Elbe unter der Herrschaft des Krummstades stand, hat das Erzstift Bremen zeitweise eine höchst bedeutende Rolle in der deutschen Geschichte gespielt, schien es doch einst, als ob es dem Erzbischof Adalbert (1043—1072) gelingen würde, ein Patriarchat, man kann sagen, ein zweites Papsttum, über ganz Skandinavien und den deutschen Norden zu errichten. In Bremen strömten damals die Besucher aus allen Gegenden des Nordlands zusammen. Voll Staunen betrachteten sie den aus Stein erbauten Dom, den Palast des Erzbischofs, die mächtigen Festungstürme und die unübersteigbaren Mauern. In frommer Ehrfurcht nahen die Neubefehrten den Gräbern der großen Apostel und den wunderwirkenden Reliquien; ruhten doch in Bremen die Leiber des heiligen Mauritius, des Cyriacus und Caesarius, des Victor und der Corona, des Felix und Feliciarius, des Cosmas und Damianus. Wir denken an die von dem Geschichtschreiber Adam von Bremen berichtete Geschichte, wie auf froher Wikingersahrt Swein Estrifson das Land Habeln plünderte und gefangen genommen, von Erzbischof Bezelin (1036—1043) mit reichen Geschenken entlassen wurde. Welch gewaltigen Einbruch mußten die an die bescheidenen Verhältnisse ihrer Heimat Gewöhnten von der Macht des Kirchenfürsten mit nach Hause nehmen! Was mögen sie alles ihren aufstrebenden Landesleuten erzählt haben von glänzenden Festen und prunkvollen Feierlichkeiten zu Ehren des Christengottes und seines ersten Dieners, des Erzbischofs. Ein Abschnitt des um 1500 aufgezeichneten sogenannten Registrum honorum des Erzbischofs Johann Nohe, schreibt genau das Ceremoniell bei der Einführung eines neuen Erzbischofs vor, wie es sich im Mittelalter herausgebildet hat. Aus fernem Lande mag mancher den prächtigen Aufzug angestaunt haben.

Bar der Erzbischof, wie es seit dem Wormser Konkordat von 1122 üblich, durch die Herren des Domkapitels — meistens Adlige aus dem Erzstift und einige gelehrte Doktoren — gewählt worden, dann hielt er seinen feierlichen Einzug in Bremen. Vor ihm her trug der älteste Marschall das Schwert, dann kam hoch zu Roß der geistliche Fürst, und hinter ihm folgte der Zug der Geistlichkeit, der Vasallen und Reikigen. Es ging es bis zum Palaß. Hier machte der Zug halt. Der Marschall legte das Schwert nieder, ergriff den Fügel an der rechten Seite des Pferdes und war dem Erzbischof beim Absteigen behülflich. Dann fiel er auf die Knie und bat demüthig, daß der Erzbischof ihm sein Amt mit allen Rechten, Privilegien und Freiheiten neu verleißen möge. Nach kurzer Ueberlegung küßte ihn der geistliche Herr auf beide Wangen und willfährte seinem Wunsche, worauf der Marschall mit erhobenen Schwur-
fingern den Eid der Treue leistete. Dann führt er das Pferd des Erzbischofs zur Seite und sagt darauf zu den im Kreise versammelten Edlen und Vasallen:

„Aufsichtige und hoch zu berechnende Männer, was gebührt unserm allmächtigen Herrn, damit seine Gnaden bei seiner Einführung geziemend geehrt werde?“

Einer von den Edlen antwortet und dann tritt in aller Demuth der gesammte Rath der Stadt Bremen heran, leistet dem neuen Herrn den Eid der Treue und bittet um Bestätigung der alten Privilegien. Hierauf kniet der älteste Bürgermeister nieder und wiederholt den Eid im Namen der gesammten Bürgerschaft. Dann ergreift wieder der Marschall das Wort!

„Hochansehnliche Männer, unser gnädiger Herr hat Euch alle Eure Privilegien bestätigt, er will Euch in Euren alten Freiheiten verteidigen und erhalten. Da ist es notwendig, daß unser gnädiger Herr nach alter Sitte wie seine Vorfahren geehrt werde und Ihr seine Wünsche erfüllt.“

Darauf antwortet einer: „Was ist's, was unser gnädiger Herr wünscht?“ Der Marschall antwortet: „Seine Vorfahren haben alle Gebannten, Gefangenen und Ausgestoßenen in ihre Ehren wieder eingefest. So will auch er einen Gebannten und einen Gefangenen begnadigt sehen.“

Damit ist dieses Bieneſſenſch zu Ende. Alle bringen dem Erzbischof ihre Glückwünſche dar, und überreichen ihm wertvolle Geſchenke. Jetzt ſteigt der Graf von Bruchhauſen vom Pferde und ſucht die Belehnung

mit der Grafschaft Bruchhausen nach, die ihm der Erzbischof mit Friedensfuß erteilt. Er leistet den Lehens Eid und erhält ebenso wie Marshall ein Pferd als Geschenk. Der Graf von Delmenhorst wird mit seiner Grafschaft neu belehnt, erhält aber kein Pferd, da es nicht Herkommen entspricht. Aus den Anwesenden besteht der Bischof, angenehme Männer ritterlichen Standes in seine Umgebung. Am folgenden Tage wird ein feierliches „Te deum“ im Dome gesungen. Nachdem Gottesdienst erscheint der Erzbischof im Kapitelsaale der Domherren, die alle anwesend sein müssen, leistet dort seinen Eid mit vorgeschriebenen, genau festgelegten Klauseln. Dieser wird schriftlich niedergelegt und von zwölf ritterbürtigen Vasallen oder anderen ehrenbaren Männern durch Unterschrift und Siegel erhärtert. Dann erst geben dem Erzbischof vom Domkapitel die Burgen und Schlösser des Bistums mit allem Kriegsgerät, die Wertsachen und Postbarkeiten der Kirche feierlich übergeben. Sein Eid verbietet ihm, irgendetwas davon zu verkaufen oder sonst preiszugeben. Nunmehr leisten alle Vögte und sonst Beamte den Dienstfeid. Der neue Herr hat die Regierung angetreten, eine Herrschaft nicht nur über Leib und Gut, auch über die See. Befehl er doch die Macht, zu binden und zu lösen für die Ewigkeit.

Seidbafen.

(Eine selbsterläuſchte Geſchichte.)

(Nachdruck verboten.)

Auf meinem Wege zum nächsten Marschdorfe hole ich kurz vor dem Eingang zwei Moorleute ein, die auf ihren Karren eine ziemliche Ladung von Heibbesen schieben. Aus ihrem Gespräch entnehme ich bald, daß aus verschiedenen Moordörfern kommen und sich einander nicht kennen. Natürlich sagen sie trotzdem Du zu einander. „Na“, sagt der eine, „wiltst us sine Konturrenz maken. Jā nehme de ene Sij van dat Dorp, du nimmst de annere; is bi dat recht?“ „Jo, so wilt wi dat maken, denn so dropt wi us in'n Kroog, da wilt wi us töwen.“

Ich habe in mehreren Häusern des Dorfes zu tun und sehe, wenn von einem zum andern gehe, bald den einen Besenbinder die Häuser rechen, bald den andern die der linken Dorffseite besuchen, um ihre Waare auszubieten; und wundere mich, daß die eine Karre viel schneller leer wird, als die andere. In einem Hause muß ich etwas länger verweilen, da gehe ich auf einen Augenblick in den Krug.

In der Gaststube setzte sich Jan vor einem Schnapsglas hin und me-
sofort, daß es nicht mehr das erste ist. Er macht den Eindruck, schon
viel getrunken zu haben. Nach einiger Zeit kommt auch Hinnerk her-
setzt sich zu ihm und bemerkt mit einiger Verwunderung seinen Zusat-
„Se“, sagt er, „bist du all länger hier?“ „J—j—jo!“ „Wo kommst
denn, dat du dine Bessens so gau verkofft hest? Wat hest du dar be-
for nahmen?“ „f—f—fosssteihn B—B—Benning dat Stud.“ „O J
wo kannst du de Bessens woll so billig udohn? Dordi ward jo knapp
Arbeit betahlt, un dat Bessenries is so biler.“ „J—j—jo, koffst du de
d—d—dat Bessenries?“ „Ne, dat stehl id natürlich, awer doch kann id
Bessens nich for fosssteihn Benning verköpen, man mußt de Arbeit d
vol reken.“ Da sieht Jan ihn mit etwas verglasten Augen an und a-
wortet tief sinnig: „J—j—jo, Hinnerk, weest woll, id stehl soorts
Bessens.“

Blattdeutsche Bühnenrundschau.

Neue niederdeutsche Bühnengesellschaften. Das Plattdeutsche Bühnenspiel erobert sich langsam immer weitere Gebiete. Besonders freudlich ist es, daß man auch im Grenzgebiet gegen mitteldeutsche Marken sich neuerdings rührt. In Braunschweig hat sich zunächst im Namen des Landesvereins für Heimatschutz unter Leitung von Studienrat Wilhelm Börker, Waterloostraße 4, eine „Niederdeutsche Volkshilfs-Braunschweig“ gebildet. Daneben steht die neue Bühnengemeinschaft in engerer Beziehung zu der Theaterbesucherorganisation „Bühnen-Volkbund“. Der Intendant des Landestheaters, Dr. Neubert, der dem plattdeutschen Drama sehr warme Anteilnahme entgegenbringt, hat „Niedderd. V. Br.“ Angliederung ans Landestheater in Aussicht gestellt, sobald ihre Spielerschär in sich genügend gefestigt sei und längere Bühnenerfahrung gewonnen habe. Die Eröffnung der Bühne fand am 10. November v. J. statt mit Behnke's bekanntem Lustspiel „De erste Galie“. Ebenso wie die vorhergehende jenseitige Darstellung einer Spinnstube brachte diese Feuertause der neuen Bühnengemeinschaft einen vollen Erfolg. Die nächsten Einstudierungen: „De Fisch“, „De Verschriewung“, „Dat Pastoor“, Gastspiele in Wolfenbüttel, Harzburg und anderen Orten werden vorbereitet.

Plattdeutsche Bühnenkunst in Süddeutschland. Die Niederdeutsche Bühne Hamburg hat am 15. und 16. November 1925 ein zweimaliges Gastspiel im Neuen Theater zu Frankfurt a. M. absolviert. Die erstmalige Vordringen bis zur Mainlinie und der dankenswerte Versuch auch in Süddeutschland für die niederdeutsche Sache und die plattdeutsche Sprache und Literatur zu werben, bedeutet eine nicht zu unterschätzende kulturelle Tat, was auch in der einmütigen warmen Anerkennung durch die Frankfurter Presse zum Ausdruck kam. Es war ein glücklicher Gedanke, gerade zwei Stücke, wie Paul Schurels Komödie „Stratenmusik“ und Hermann Woldorfs dramatisches Gleichnis „De Fährkrog“ zu wählen, da beide typisch sind für das neuere niederdeutsche Drama.